

Dossier : Anstiftung zum Optimismus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **82 (2002)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Suzann-Viola Renninger

ANSTIFTUNG ZUM OPTIMISMUS

Es scheint geborene Optimisten und Pessimisten zu geben. Manche sehen von Kind an zuversichtlich auf das Kommende. Andere fürchten hinter jeder Ecke eine Gefahr. Aber wir reden nicht nur von individuellen Persönlichkeitszügen, wenn wir von Optimismus und Pessimismus sprechen. Wir versehen manchmal auch ganze Zeitalter, Gesellschaften oder Gruppen mit solchen Etiketten. Mal beflügelt eine kollektive Aufbruchstimmung ein ganzes Land, dann wieder wird eine Epoche

durch grabestiefe Endzeiterwartung charakterisiert. Wer kennt etwa nicht die Stereotypen von den optimistischen, etwas oberflächlichen Amerikanern und den pessimistischen, schwermütigen Deutschen?

Ein insbesondere in der Ideengeschichte und Sozialhistorie der Moderne mächtiger Mythos war der Glaube an den stetigen Fortschritt der Naturbeherrschung und die Bewältigung technischer, ökonomischer und sozialer Probleme. Beflügelt von der Aufklärung,



Christian Kvasnicka,
Running Fire Plants III,
Öl auf Leinwand,
60 x 60 cm, 2001

dem Erfolg der Französischen Revolution, der beginnenden Erfolgsgeschichte der USA und dem Aufschwung der Wissenschaften setzte sich der Fortschrittsglaube seit Ende des 18. Jahrhunderts durch – zunächst bei einigen gesellschaftlichen Eliten.

Allerdings schossen etliche der optimistischen Hoffnungsversprechen über das Ziel hinaus. Der technische Machbarkeitsoptimismus erfuhr deutliche Grenzen – von der Titanic bis zu Tschernobyl. Die internationalen Friedenshoffnungen gingen spätestens seit dem Ersten Weltkrieg immer wieder im Kugelhagel unter. Der Glaube an die Befriedung der Wirtschaftskräfte wurde seit dem Schwarzen Freitag Ende der Zwanzigerjahre bis zu den jüngsten Wirtschaftsskandalen und Geldvernichtungen arg zur Kasse gebeten. Die Früchte des sozialen Fortschritts konnten von wichtigen gesellschaftlichen Gruppen keineswegs so rasch geerntet werden, wie es der Mythos suggerierte. Sie tappten in die «Modernisierungsfalle». Das galt etwa für das Proletariat, die Frauen, die Zuwanderer – sie alle mussten länger warten, bis ihre Erwartungen wenigstens partiell eingelöst wurden.

Ob Optimist oder Pessimist, beides sind der Mode unterworfenene Etikettierungen, mit denen sich leicht polemisieren lässt. Wer wie die bekennenden Optimisten Dirk Maxeiner und Michael Miersch in ihrem Essay die Welt als die «Beste aller Welten» lobt, der muss sich den Tadel gefallen lassen, die wissenschaftlichen Daten schlampig zu verarbeiten, um sich die Aufmerksamkeit einer von Schreckensmeldungen gebeutelten Öffentlichkeit zu sichern, die dankbar auch mal etwas Nettes hört. Der Meteorologe Urs Neu vertritt in seinem Artikel jedenfalls die Auffassung, dass der Optimismus in der Klimafrage die Inszenierung einer politischen Richtung ist, die ein auf lange Sicht verant-

wortungsvolles Handeln einem kurzfristigen Wohlergehen opfert.

Wer hingegen warnend den Zeigefinger hebt, der wird schnell als ökobewegter Pessimist abgekanzelt, der Schwarzmalerei mit kritischem Bewusstsein verwechselt und unreflektiert einem apokalyptischen Zeitgeist folgt. Gerhard Schulze weist in seinem Aufsatz darauf hin, dass sich im Kulturpessimismus eine Neurose der Intellektuellen Europas äussert, in der die Skepsis als Tugend gepflegt wird. Doch ohne Skepsis, da ist Schulze ein Optimist, gäbe es auch kein Lernen und damit keinen Fortschritt. Der letzte Beitrag des Dossiers von Max Friedrich betont die konstruktive Funktion von Zukunftsplänen in einer schwierigen Lage. Der Mediziner möchte dazu anstiften, in der psychotherapeutischen Arbeit wie auch in der Erziehung sich weniger auf die Ursachenklärung zu konzentrieren, sondern den Blick vor allem nach vorn zu richten.

«Was heisst Optimismus?» wird der durch den Lauf der Ereignisse abgeklärte Held Candide in Voltaires gleichnamiger Erzählung gefragt. «Ach», antwortet dieser, «das ist die Besessenheit, zu behaupten, alles sei gut, wenn es einem schlecht geht.» In diesem Sinne müsste sich im Pessimismus die Besessenheit ausdrücken, alles schlecht zu befinden, wenn es einem gut geht. Vielleicht ist es ja wirklich so, dass die Verlautbarungen immer einen Gegenpol zur tatsächlichen Situation bilden. Optimistisch gedeutet, würden solche Pessimisten durch ihre Kassandrarufer der Lethargie vorbeugen und verhindern, dass man sich in guten Zeiten mit über dem Bauch gefalteten Händen im Sessel zurücklehnt. Pessimisten wären dann die wahren Optimisten, weil sie zur aufmerksamen Beobachtung der aktuellen Situation anstiften, mögliche Entwicklungen vorwegnehmen und daran glauben, dass die Menschen, rechtzeitig gewarnt, zu Veränderung fähig sind. ♦

«ARBEITEN WIR, OHNE ZU PHILOSOPHIEREN»

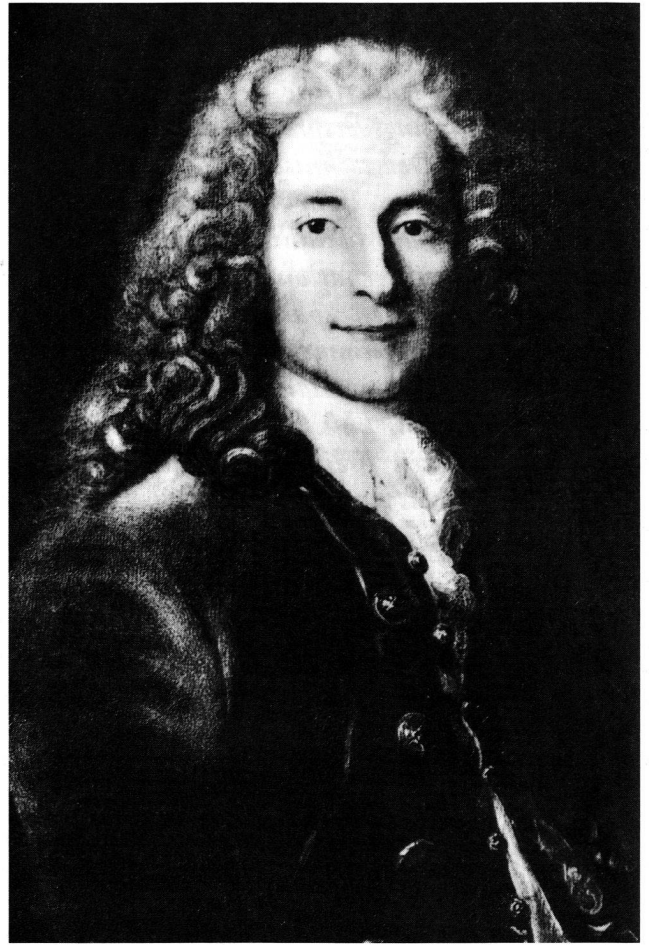
Voltaire, zitiert aus «Candide», in: *Kleine Romane und Erzählungen*, Rütten & Loening, Berlin 1984, S. 135, 187, 231 f.

«Pangloss lehrte die metaphysisch-theologische Kosmonologie. Er wies aufs bewunderungswürdige nach, dass es keine Wirkung ohne Ursache gäbe und dass in der bestmöglichen aller Welten das Schloss Seiner Gnaden des Herrn Baron das schönste aller möglichen Schlösser und die Frau Baronin die beste unter allen möglichen Baroninnen sei.

«Es ist erwiesen», sagte er, «dass die Dinge nicht anders sein können, als sie sind, denn da alles um eines Zweckes Willen geschaffen ist, dient alles notwendigerweise dem besten Zweck. Bemerken Sie bitte, dass die Nasen geschaffen wurden, um Brillen zu tragen, so haben wir denn auch Brillen. Die Füsse wurden absichtlich gemacht, um Schuhe zu tragen; und so haben wir Schuhe. Die Steine wurden gebildet, damit man sie zuhaue und daraus Schlösser baue, und so besitzt denn Seine Gnaden ein schönes Schloss; der grösste Baron der Provinz muss am besten wohnen; und da die Schweine zum essen gemacht sind, essen wir das ganze Jahr hindurch Schweinernes. Infolgedessen ist die Behauptung, es sei alles auf dieser Welt gut eingerichtet, eine Dummheit; vielmehr müsste man sagen, dass alles aufs beste eingerichtet ist.» (...)

«O Pangloss», rief Candide aus, «diese Greuel hast du dir nicht vorstellen können; nun denn, schliesslich werde ich wohl auf deinen Optimismus verzichten müssen.» – «Was heisst Optimismus?» sagte Camambo. «Ach», sagte Candide, «das ist die Besessenheit, zu behaupten, alles sei gut, wenn es einem schlecht geht.» Und er vergoss Tränen, während der den Neger betrachtete, und immer noch weinend zog er in Surinam ein. (...)

«Grösse», sagte Pangloss, «ist, den Berichten aller Philosophen zufolge, etwas sehr Gefährliches: denn schliesslich wurde Eglon, König der Moabiter, von Aod ermordet; Absalom wurde an den Haaren aufgehängt und von drei Lanzen durchbohrt; der König Nadab, Sohn des Jerobeam, wurde von Baesa umgebracht; der König Ela von Zambri; Ahasja von Jehu; Athalia von Jojada; die Könige Joachim, Jechonia, Zedekia gerieten in die Sklaverei, Ihr wisst, wie Kroesus, Astyages, Darius, Dionys von Syrakus, Pyrrhus, Perseus, Hannibal, Jughurta, Ariovist, Caesar, Pompejus, Nero, Otho, Vitellius, Domitian, Richard der II. von England, Eduard II., Heinrich VI., Richard III., Maria Stuart, Karl I., die drei Heinriche von Frankreich, der Kaiser Heinrich IV. umkamen. Ihr wisst...» – «Ich weiss auch», sagte Candide, «dass wir in unserem Garten arbeiten müs-



Voltaire (1694–1778)

sen.» – «Ihr habt recht», sagte Pangloss, «denn als der Mensch in den Garten Eden gesetzt wurde, geschah dies ut operaretur eum, auf dass er ihn bebaue, was beweist, dass der Mensch nicht zum Ausruhen geschaffen wurde.» – «Arbeiten wir, ohne zu philosophieren», sagte Martin, «denn das ist das einzige Mittel, das Leben erträglich zu machen.» (...)

(...) Pangloss sagte manchmal zu Candide: «Alle Ereignisse sind in der besten aller möglichen Welten miteinander verknüpft; denn wäret Ihr schliesslich nicht um der Liebe zu Fräulein Kunigunde willen mit ordentlichen Tritten in den Hintern aus einem schönen Schloss gejagt worden, hätte man Euch nicht vor die Inquisition gebracht, hättet Ihr nicht Amerika zu Fuss durchwandert, dem Baron einen tüchtigen Degenstoss versetzt und alle Eure Hammel aus dem guten Land Eldorado eingebüsst, dann würdet Ihr hier jetzt nicht eingemachte Zedratfrüchte und Pistazien essen», – «Wohl gesprochen», versetzte Candide, «aber wir haben in unserem Garten zu arbeiten.»

DER ZWEIFEL IST IMMER NUR EIN ANFANG

Fortschrittspessimismus und kollektives Lernen

Gerhard Schulze ist

Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung an der Universität Bamberg. Seine Forschungsschwerpunkte sind Kultursoziologie und Theorien des sozialen Wandels. Er wurde bekannt mit seinen Büchern «Die Erlebnisgesellschaft» (1992) und «Kulissen des Glücks» (1999). Aufsätze und Essays der letzten Jahre: «Was bedeuten die Bretter, die die Welt bedeuten?» (2002); «Wohin bewegt sich die Werbung?» (2002); «Inszenierte Individualität» (2001); «Scheinkonflikte. Zur Kritik der Lebensstilforschung» (2001); «Jenseits der Sachen» (1998). Der vorliegende Text ist ein Auszug aus seinem neuen Buch über den gegenwärtigen Wandel der Moderne, das im Frühjahr 2003 im Hanser-Verlag erscheinen wird.

Im Kern der Skepsis am Fortschritt findet sich der Glaube an kollektive Intelligenz. In jedem Kulturpessimisten steckt daher immer auch ein Kulturoptimist, selbst wenn das Schamgefühl der Intellektuellen dies noch nicht zugeben will.

Der Glaube an Fortschritte im Denken hat seine ursprüngliche Kraft eingebüsst. Man braucht nur ins Theater zu gehen, das Feuilleton zu lesen, mit Eltern über Erziehung zu reden, mit Lehrern über Bildung, mit Theologen über Religion, mit Philosophen über Wertbegründung, mit Soziologen über Aufklärung, oder eine kleine Umfrage zum Thema: «Was wird aus uns?» unter Freunden durchzuführen. Was einem meist begegnet, ist eine Mischung aus Verzagtheit und Skepsis, aus Zweifel am eigenen Denken und Zweifel am Denken anderer, aus Bescheidenheit und Hohn.

Doch das Thema lässt sich nicht abweisen und nur gemeinsam kann es bearbeitet werden. Die Frage ist deshalb: Können Kollektive dazulernen? Zweifellos, zumindest was den Fortschritt im konventionellen Sinn betrifft. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse, bahnbrechende Erfindungen, neue Technologien, rationalisierte Arbeitsabläufe, Beschleunigung von Informationsverarbeitung – in Fortschritte dieser Art lernte sich das Kollektiv jeweils ohne grössere Schwierigkeiten hinein, machte Veränderungen durch, orientierte sich neu. Aber kann es auch einen Fortschritt an Kultur, Lebensweisheit, sozialem Orientierungsvermögen geben? Man muss nicht einmal besonders kulturkritisch eingestellt sein, um ein erstes Urteil gleich bei der Hand zu haben: dass gerade das Gegenteil von Dazulernen, die kollektive Verdummung, ein weltweiter Trend geworden sei.

Dies ist leicht gesagt. Doch um der gestellten Frage überhaupt näherzukommen, muss man sich erst einmal von den Routinen gesellschaftskritischer Verdikte freimachen – vom «alles geht kaputt» und von der damit gekoppelten Nostalgie, früher sei alles besser gewesen, nur die alten Weisheiten könnten uns kurieren und die

Indianer zeigten uns den Weg zum Paradies. Was an solchen zur Folklore gewordenen Ansichten vor allem befremdet, ist das fehlende Gespür für Wandel und für die Einzigartigkeit jeder Zeit. Unser Massstab kann nicht die romantische Phantasie vom glücklichen Wilden sein, der zum Lehrmeister der westlichen Zivilisation idealisiert wird. Die Richtung, die kollektive Lernprozesse jenseits von Naturwissenschaft und Technik nehmen müssen, ist vielmehr im Horizont der Gegenwart immer wieder neu zu bestimmen. Das Herausfinden der Richtung ist schon ein wesentlicher Teil des Lernprozesses.

Desto skeptischer, so scheint es, muss man sein. Woran soll man sich halten? Etwa an das eigene Denkvermögen? Die Gegenfrage lautet natürlich: Woran denn sonst? Doch damit setzt man sich der Ironie aus. Viele Intellektuelle, vor allem in Europa und ganz besonders in Deutschland, werden beherrscht von der Angst, öffentlich der Fortschrittsgläubigkeit überführt zu werden. Wie alle Neurosen, so ist auch diese aus ihrer Vorgeschichte erklärbar. Im 20. Jahrhundert häuften sich die kollektiven Desillusionierungen: bitteres Erwachen aus Grossmachträumen nach dem Ersten Weltkrieg; die nationalsozialistische Episode nicht nur als militärische, sondern vor allem auch als moralische Katastrophe; die Geschichte des real existierenden Sozialismus – eine Grotteske; schliesslich die zunehmende Ungewissheit, in die das Zusammenwirken von Wissenschaft, Technik und kapitalistischer Wirtschaftsweise führt.

Angesichts solcher Erfahrungen scheint nichts intelligenter als eine verallgemeinerte Dummheitsvermutung. Dass Skepsis zur Tugend ausgerufen wird, ist begreiflich. Gerade in dieser Skepsis gegenüber der Möglichkeit kollektiven Lernens be-

zeugt sich freilich das Phänomen, dessen Existenz man bestreitet. Der Zweifel ist selbst eine Errungenschaft kollektiven Lernens. Doch Zweifel ist immer nur ein Anfang. Wenn man der Klage über die Dummheit der Menschen auf den Grund geht, stösst man auf einen eingewurzelten Glauben an kollektive Lernfähigkeit. Denn der objektive Sinn jeder Kulturkritik, unabhängig von den persönlichen Motiven der Warner, Schimpfer und Routinepessimisten, besteht darin, Lernprozesse in Gang zu bringen oder zu beeinflussen. Objektiv ist dieser Sinn insofern, als er sich bereits aus der Logik der Argumentation ergibt. Etwas für schlecht zu halten und diese Meinung öffentlich zu äussern, bedeutet immer auch die Aufforderung zu etwas anderem.

Skepsis und Aufklärung gehören zusammen. Absurd aber ist die Ansicht, der letzte Schritt der Aufklärung bestehe im Dementi ihrer eigenen Möglichkeit. Wozu dann all die Wissenschaft, all die Bildung, all die Talkshows, all die Textfluten der Medienlandschaft; wozu all unser Kritisieren, Argumentieren, Diskutieren? Unfähig dazu, die logisch zwingende Konsequenz aus umfassendem Zweifel zu ziehen, nämlich das Denken einzustellen und den Mund zu halten, unterstellt selbst der radikalste Skeptiker immer wieder die Möglichkeit des Fortschritts, denn diese Unterstellung liegt in der innersten Natur allen Denkens über das Denken. In jedem Stossseufzer über die Dummheit, sei es die eigene oder die der anderen, glimmt ein Funken Hoffnung auf Verbesserung der kollektiven Intelligenz. Kulturpessimismus verwandelt sich durch den blossen Akt seiner Mitteilung in Kulturoptimismus, und sei er noch so vorsichtig.

Alles Denken über das Denken, selbst das zweifelnde, ist nur dann sinnvoll, wenn man die Annahme riskiert, dass es in Zukunft so etwas wie eine allgemeine geistige Bewegung geben könnte, und zwar nach oben. Doch diese Annahme ist eine Formulierung, die gegen ein Tabu des Zeitgeists verstösst. Die Hemmung, eine Vorstellung von kultureller Verbesserung zuzulassen, ist in abgeklärten intellektuellen Kreisen der Tabuisierung der Sexualität im bürgerlichen Zeitalter vergleichbar. Sie spiegelt das philosophische Schamgefühl einer reflexiv nur halb gereiften Kultur wi-

.....
Viele Intellektuelle, vor allem in Europa und ganz besonders in Deutschland, werden beherrscht von der Angst, öffentlich der Fortschrittsgläubigkeit überführt zu werden.

.....
Kulturpessimismus verwandelt sich durch den blossen Akt seiner Mitteilung in Kulturoptimismus, und sei er noch so vorsichtig.

der, die zwar ihrer eigenen Fehlerhaftigkeit mehr und mehr auf die Spur gekommen ist, der jedoch der nächste Reifungsschritt noch bevorsteht: davon wegzukommen, Fortschrittshoffnungen als Obszönität zu begreifen. Gerade weil Skepsis zur Propädeutik des Intellektuellen gehört, ist es notwendig, die Unvermeidlichkeit der Annahme kollektiven Lernens hervorzuheben. Ein vernünftiger Mensch darf zwar an nichts unbesehen glauben, viele richten diese Maxime jedoch auch gegen die Vernunft selbst. Der Kategorienfehler besteht darin, dass die Prämisse des Zweifels mit seinem Objekt gleichgesetzt wird. Damit entzieht sich der Zweifel seine eigene Grundlage.

Um jenes Wesen, das man «kollektives Lernen» nennen könnte, überhaupt einmal vorzuführen, muss man ihm förmlich Platz schaffen und das Publikum bitten, sich mit den Schmährufen zunächst noch zurückzuhalten. Wo es darauf ankommt, im Alltagsleben, zeigen wir mehr Optimismus. Man erwartet ja von einem Kfz-Mechaniker nicht etwa, dass er zunächst einmal kritisch die Möglichkeit der Reparatur schlechthin erörtert, bevor er das Auto repariert. Er handelt auf der Grundlage eines pragmatischen, auf Lösungen bedachten Verhältnisses zur Wirklichkeit, ohne sich durch scharfsinnige Beweise der Unlösbarkeit zu blockieren. Ein Lehrer muss seinen Schülern Orientierung geben; wollte er sich ständig einreden, dass Orientierung weder möglich sei noch gar ihre Weitergabe, wäre er dienstuntauglich. Ein Unternehmer kann nicht umhin, etwas zu riskieren, und wenn er sich noch so unsicher fühlt. Man erlässt Gesetze, baut Verkehrswege, vergibt Subventionen; man zieht zusammen oder trennt sich, kauft und wirft weg, tut seine Arbeit, bekommt Kinder – überall entstehen Folgen, überall wird man in Verantwortungen hineingezogen. Es bleibt einem nicht erspart, sich ein Bild von der Wirklichkeit zu machen und einen Unterschied zwischen dem Wünschenswerten und dem Unerwünschten, zwischen richtig und falsch zu definieren. Dazu bedarf es einer gewissen philosophischen Unbefangenheit. Diese ist im Alltagsleben so selbstverständlich, dass man kein Wort darüber verliert, während sie in den Kulturwissenschaften, im Feuilleton und im intellektuellen Diskurs als Zeichen von Rückständigkeit gilt.

Gewiss, wir werden mit einem allzu naiven Glauben an unsere Erkenntnisfähigkeit geboren. Desillusioniertheit gehört zur Allgemeinbildung. Selbstzweifel ist ein kultureller Fortschritt; sein Wert wird jedoch verspielt, wenn man ihn zur Religion erhebt. Der Sinn aller Unsicherheit liegt im Gewinn grösserer Sicherheit; alle Erkenntniskritik bleibt Gerede, wenn sie nicht dazu dient, Erkenntnis voranzutreiben. In dieses Abenteuer sind wir ohnehin geworfen, ob wir wollen oder nicht. Die Warner, die dazu den Kopf schütteln, ähneln den Mutlosen bei einem Marsch durch die Wüste. Sie weigern sich zu gehen und lassen sich von den anderen tragen. Aber auch wenn sie ständig zum Abbruch des Unternehmens auffordern, sind sie doch mit von der Partie. Solange man lebt, ist man zum Glauben verurteilt, und es gibt nicht nur die Ignoranz der Gläubigen, sondern auch die Dummheit der Skeptiker.

Während Intellektuelle dazu neigen, zu zweifeln und nicht zu glauben, ist es frei-

.....
*Die Hemmung,
 eine Vorstellung
 von kultureller
 Verbesserung
 zuzulassen, ist in
 abgeklärten
 intellektuellen
 Kreisen der
 Tabuisierung der
 Sexualität im
 bürgerlichen
 Zeitalter
 vergleichbar.*

lich bei vielen Praktikern gerade umgekehrt: Sie glauben, ohne zu zweifeln. Doch die Gefahr pathologischer Euphorie ist nicht immer so gross wie in Deutschland kurz vor den beiden Weltkriegen. Wir leben in einer Zeit ausreichender Dauerwartungen vor selbstschädigenden Tendenzen. Für Dummheit, Bosheit, Trägheit und Ungeduld ist unser Bewusstsein inzwischen geschärft, in Europa zumal. In unserer Geistesgeschichte kommt es jetzt mehr darauf an, sich gelegentlich an die Möglichkeit des Guten zu erinnern.

Dabei können wir auf nichts anderes bauen als auf unsere geistigen Fähigkeiten. Die Einsicht in unsere Beschränkungen entlässt uns nicht aus dem Leben mit seinem Zwang zum Umlernen. Die Pose der Pfiffigkeit, mit der scharfsinnige Skeptiker dem Alltagsverstand die Augen für seine Blindheit öffnen, erinnert an das Grinsen der Moderatoren in «Vorsicht Kamera». Der Trick ist billig, und die Szene hat mit dem wirklichen Leben nichts zu tun. ♦



Christian Kvasnicka, Sommerwind, Öl auf Leinwand, 140 x 100 cm, 1987

UNBEEINDRUCKT SINGT DIE MÖNCHSGRASMÜCKE

Nichts ist subversiver als Optimismus

Ob Waldsterben, Klimakatastrophe oder Bevölkerungsexplosion: Die Prognosen der Apokalyptiker haben sich nicht erfüllt. Trotzdem dominieren die Kulturpessimisten bis heute die Talk- und Expertenrunden. Warum?

Dirk Maxeiner,

geboren 1953, entwickelte das Umweltmagazin «Chancen», war dort Chefredakteur bis 1988. Anschliessend bis 1993 Chefredakteur der Zeitschrift «natur», der zu dieser Zeit grössten europäischen Umweltzeitschrift. Seit 1993 arbeitet Maxeiner als freier Publizist und Autor. Er verfasst Sachbücher und schreibt für grosse Magazine und Zeitungen.

Michael Miersch, geboren 1956 in Frankfurt am Main, volontierte bei der «taz» und war Redakteur der Umweltmagazine «Chancen» und «natur». Seit 1993 arbeitet Miersch als freier Publizist und Autor. Er verfasst Sachbücher, Drehbücher für Dokumentarfilme und schreibt für grosse Magazine und Zeitungen. Reportagen und Bücher von Miersch erhielten Auszeichnungen in den USA und Deutschland.

Im August erschien ein neues Buch der Autoren: *Die Zukunft und ihre Feinde – Wie Fortschrittspessimisten unsere Gesellschaft lähmen.* Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2002.

Wie schön, dass wir hier zum Optimismus anstiften dürfen. Wir rechnen das den «Schweizer Monatsheften» hoch an, schliesslich machen sie sich damit der Beihilfe zum Optimismus schuldig. Dies ist zwar ein minderschwerer Tatbestand, aber immerhin. Gehen wir zunächst einmal der Frage nach: Wie konnten wir überhaupt auf diese schiefe Bahn geraten? Es gibt beispielsweise geborene oder unverbesserliche Optimisten, die haben mildernde Umstände. Auch die vielen Management-Gurus mit ihren *Think-positive*-Botschaften können nicht voll für ihr Tun verantwortlich gemacht werden, weil es ja meist Amerikaner sind.

Nein, zu denen gehören wir nicht, wir haben unseren Optimismus hart erarbeitet. Motto: Wer die Welt in einem etwas besseren Licht sehen will, der sollte sich möglichst lange in der Dunkelheit aufgehalten haben. Dies haben wir als ehemalige leitende Redakteure des deutschen Umweltmagazins «Natur» in ausreichendem Masse getan. Monat für Monat wurde auf den Seiten unserer Zeitschrift der dräuende Weltuntergang beschworen, der Tod war unser ständiger Begleiter. Waldsterben und Robbensterben, Insektensterben und Vogelsterben, ja, sogar ein Spermiensterben schien unmittelbar bevorzustehen.

Zum Glück weigerte sich das richtige Leben hartnäckig, der redaktionellen Linie zu folgen. Zu einem besonders eklatanten Fall von Insubordination kam es während einer Redaktionskonferenz Anfang der Neunzigerjahre. Es war Frühling, und durch das geöffnete Fenster drang mitten in der Stadt das romantische Lied einer Mönchgrasmücke an unsere Ohren. Was ein junger Praktikant mit der vollkommen unpassenden Bemerkung quittierte: «*Da pfeift schon wieder eine eurer ausgestorbenen Vogelarten.*»

Das Lachen entfaltete eine subversive Wirkung, und die Mönchgrasmücke begann ganz leise an unseren Überzeugungen zu rufen. Wir veröffentlichten einen Report über die erstaunliche Anpassungsfähigkeit vieler Tiere, die sich mittlerweile in den Städten wie zuhause fühlen und prächtig vermehren. Als artenreichstes Biotop der Stadt Frankfurt stellte sich ausgerechnet eine Gebrauchtwagenhalde heraus, auf der sich seltene Pflanzen und Insekten angesiedelt hatten.

Die lebendige Natur entpuppt sich immer wieder als Weltmeister der Anpassung, Veränderung ist ihre tägliche Geschäftsgrundlage. Unterstützt von praktischem Umweltschutz feiert sie mitunter in atemberaubendem Tempo ein Comeback. Das gilt nicht nur für Mücken, sondern auch für Elefanten, die sich in vielen Ländern Afrikas prächtig erholten. Bedauerlicherweise wurde unsere Begeisterung für dieses Phänomen von unseren Lesern überhaupt nicht geteilt.

Statt dessen lernten wir eine neue Erscheinung kennen, die uns seit damals begleitet: Einst wurde der Überbringer schlechter Nachrichten geköpft oder endete im Kerker. Mittlerweile ist es umgekehrt. Schlechte Neuigkeiten scheinen ausgesprochen willkommen zu sein, gute Botschaften lösen Verdacht aus. Die Nachricht «*der Rhein ist vergiftet*» wird mit einer gewissen Genugtuung aufgenommen, die Nachricht «*der Rhein wird sauberer*» dagegen mit höchster Skepsis. Das Faktum «*der Wald lebt und wächst*» führt gar zu ausgesprochener Verärgerung.

Als Überbringer solch guter Botschaften wurden wir zwar nicht geköpft, aber die erregten «Natur»-Leser kündigten reihenweise ihre Abonnements, weshalb wir alsbald auf die rote Liste der gefährdeten Redakteure gerieten. Da unser Ruf ohnehin

ruiniert war, entschlossen wir uns 1993, unseren Abschied zu nehmen und es fortan ganz ungeniert zu treiben. Wir schrieben das Buch «Öko-Optimismus», eine Bestandsaufnahme der zahllosen positiven Entwicklungen im Umweltschutz: Vom regenerierten Rhein bis zum blauen Himmel über der Ruhr, vom Rückgang des Bevölkerungswachstums bis zur Rückkehr verloren geglaubter Tierarten.

Das Buch entwickelte sich zum Bestseller, was unseren Optimismus naturgemäss beflügelte, mancherorts aber nicht so gerne gesehen wurde. Die Verbindung der Worte «Ökologie» und «Optimismus» wurde von den Hohepriestern des Ökologismus als reine Blasphemie empfunden. Der Präsident des Naturschutzbundes Deutschland wollte das Wort daher «noch nicht einmal in den Mund nehmen». Optimismus empfand er wohl irgendwie bedrückend. Der österreichische Intellektuelle Günther Nennung witterte gar «einen Dolchstoss ins grüne Auge» und rief uns auf einem Podium erregt zu: «Ihr müsst widerrufen!». Unsere amüsierte Nachfrage beim Heiligen Vater ergab: Das war tatsächlich ernst gemeint.

Unsere erste Fernsehdebatte bestritten wir dann in optimistischer Unschuld beim Bayerischen Rundfunk, der eigentlich noch nie durch besonders kritische Berichterstattung aufgefallen ist. Aber Optimismus geht dann selbst in Bayern zu weit. Die Sendung hiess (*nomen est omen*): «Live aus dem Schlachthof». Schon während des Vorfilms wurde uns rasch klar, dass die Redaktion gedachte, dem Namen der Talkshow alle Ehre zu machen. Die Thesen aus unserem Buch «Öko-Optimismus» wurden mit Bildern von Tankerkatastrophen und Erdbebenopfern, von Chemieunfällen und Hungersnöten unterlegt. Und dann wischte ein Schwamm über die Kamera, wisch und weg, alles wird gut, hier kommen die Gesundheitsbeter vom Dienst. Zur Einstimmung des Publikums trug dann noch eine junge Frau von der «Deutschen Autofahrerpartei» bei. Sie versicherte, selbst den Weg zum Zigarettenautomaten grundsätzlich mit ihrem BMW zurückzulegen, womit sie uns nicht wirklich einen Gefallen tat. Die Botschaft an das Publikum war somit komplett: Öko-Optimisten fahren mit dem Auto zum Zigarettenautomaten, na bitte.

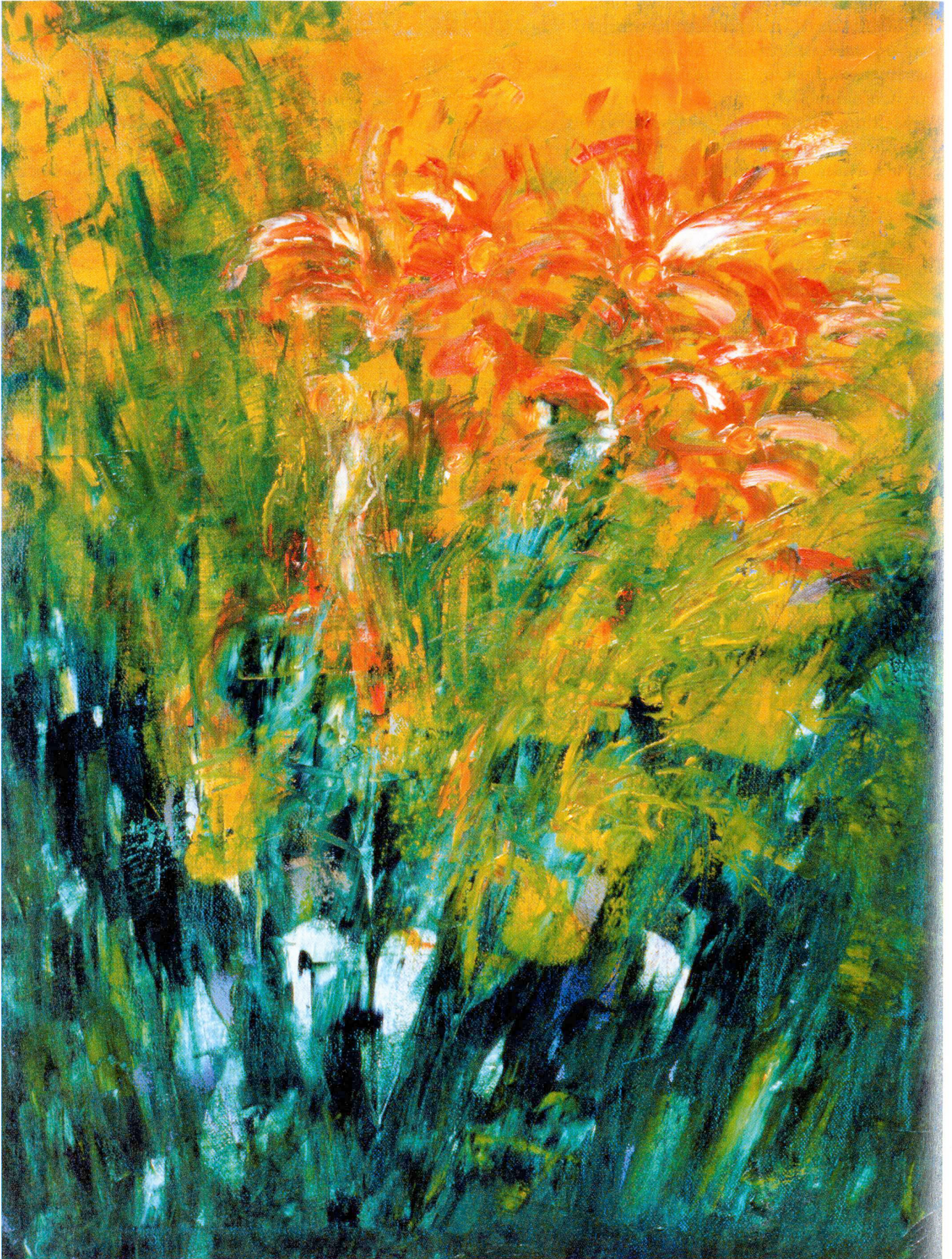
.....
 Wer besonders
 Schlechtes
 erwartet, ist stets
 auch auf der
 sicheren Seite.
 Man verzeiht dem
 falschen
 Propheten, wenn
 es besser kommt
 als er es
 vorausgesehen
 hat.

.....
 Einst wurde der
 Überbringer
 schlechter
 Nachrichten
 geköpft oder
 endete im Kerker.
 Mittlerweile ist
 es umgekehrt.

Wir waren zwar mit der Strassenbahn zum Schlachthof gefahren und besitzen auch keinen BMW. Aber prinzipiell ist Optimisten natürlich alles zuzutrauen. Fünf Jahre später können wir sagen: Anfangs tut es manchmal weh, aber mit der Zeit macht Optimist sein richtig Spass. Wer in einer Diskussionsrunde deutscher Kulturpessimisten darauf hinweist, dass die wichtigsten Indikatoren für das Wohlergehen der Menschheit sich immer besser entwickelt haben, der erzielt eine durchschlagende Wirkung. So etwa wie jemand, der in einem katholischen Gottesdienst ein Präservativ aufbläst. Beides hält jung, befördert allerdings nicht das Sozialprestige.

Je schlechter jemand über die Welt und seinen Mitmenschen berichtet, desto besser ist er angesehen. «Das schlimmstmögliche Szenario für wahrscheinlich, ja, wahr zu halten, egal ob es sich um Hunde, Rinder oder ertrunkene Kinder handelt, gilt als Ausweis des kritischen Bewusstseins», schreibt die Publizistin Katarina Rutschky, «mit einer gewissen moralisch, aber auch intellektuell gefärbten Wollust lassen sich deshalb alle gern über den desolaten Zustand der Welt informieren». Wer besonders Schlechtes erwartet, ist stets auch auf der sicheren Seite. Man verzeiht dem falschen Propheten, wenn es besser kommt, als er es vorausgesehen hat.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir ein wenig die Fakten streifen. Dem Optimisten kommt dabei zupass, dass er sich heute im Internet antiquarische Bücher besorgen kann. 1972 prophezeite Paul Ehrlich, einer der prominentesten Alarmrufer und Warner aus den USA («Die Bevölkerungsbombe»), wie die Zukunft aussehen wird, in der wir heute leben. Um es kurz zu machen: die Welt wäre bereits so gut wie untergegangen. Ehrlich sagte allen Ernstes voraus, dass die Hälfte der 3,5 Milliarden Menschen, die 1972 auf der Erde lebten, verhungern werden. Den biologischen Tod aller Meere datierte er auf 1979. Ausserdem würden kaum noch Pflanzen wachsen, weil das Sonnenlicht nicht mehr durch die verschmutzte Luft dringen könnte. Die Lebenserwartung in den USA werde 1980 auf 42 Jahre sinken. Ab 1974 muss das Wasser in Nordamerika rationiert werden und Seuchen breiten sich aus. Da fällt das gleichzeitige Aussterben fast



Christian Kvasnicka, Rote Blumen, Öl auf Leinwand, 90 x 120 cm, 1996

aller Tierarten eigentlich kaum noch ins Gewicht.

Und Ehrlich war keine Ausnahme: «Global 2000», die von US-Präsident Carter in Auftrag gegebene Zukunftsstudie, prophezeit, die Preise für Nahrungsmittel werden bis zum Jahr 2000 weltweit zwischen 35 und 115 Prozent ansteigen. In Wirklichkeit sind sie um 50 Prozent gefallen. In seinem berühmten Report «Die Grenzen des Wachstums» verkündete Dennis Meadows im Auftrag des «Club of Rome» 1972, das Ende der globalen Erdölvorräte zur Jahrtausendwende. Jeder kann sich heute bei der Tankstelle seiner Wahl vom Gegenteil überzeugen.

Die Zeitungen gaben dem deutschen Wald Anfang der Achtzigerjahre noch fünf bis zehn Jahre Lebenszeit. Heute ist klar: Als fast die gesamte Nation an den nahen Untergang des Waldes glaubte, nahm der Wald in Deutschland und Europa zu. Und zwar sowohl auf der Fläche (also mehr Wald), als auch im Volumen (also kräftigere Bäume). Die Schäden blieben auf bestimmte Gebirgslagen konzentriert.

Wer mit seinen Prognosen so meilenweit daneben lag wie Ehrlich, Meadows und Co., wird nicht mehr sonderlich ernst genommen – sollte man meinen. Weit gefehlt! Die meisten Apokalyptiker von gestern dominieren mitsamt ihren Thesen bis heute in den Talk- und Expertenrunden. Sie zeigen keinen Hauch von Selbstkritik und schieben – wie die Zeugen Jehovas – den Weltuntergang immer um ein paar Jahre weiter nach vorne. Das Jahr 2050 ist derzeit ein ganz heisser Tipp. Schon Karl Valentin wusste: «Die Zukunft war früher auch besser.»

Die Unberechenbarkeit der Zukunft und die Wandelbarkeit der menschlichen Gesellschaften kommen in Szenarien der Berufs-Pessimisten nicht vor. Erfindungsreichtum ersetzt Ressourcen und erweitert die Spielräume. Viele Umweltprobleme wurden schneller gelöst, als die Ideologen es gebrauchen können. Ausgerechnet die westliche Ich-Gesellschaft heilte im Zeitraffertempo die ökologischen Verheerungen des sozialistischen Biotops namens DDR. Dabei hätte die nach Ansicht der Ideologen eigentlich ein ökologisches Paradies sein müssen: Keine Flüge nach Mallorca, keine Kiwis aus Neuseeland, eingeschränkter Individualverkehr, kein

McDonalds, Konsumverzicht allenthalben. Doch heraus kam eine gigantische Sondermülldeponie.

Apokalyptiker und Kulturpessimisten betrachten den Menschen immer nur als Verbraucher und Verursacher und nie als Problemlöser und Erschaffer. Der Mensch wird nur noch als Krebsgeschwür und Belastung der Natur verachtet – wie will man mit diesem Denken Zukunft meistern? Der sich ökologisch gebende Zeitgeist pflegt die Geschichte der Wissenschaft und der Industrialisierung gerne als Verfallsgeschichte darzustellen. Welch merkwürdige Sichtweise. Man schaue sich doch nur die jüngste Vergangenheit an: Fortschritt ist eine messbare Tatsache. Er misst sich an Lebenserwartung, Kindersterblichkeit, Alphabetisierung, Nahrungskalorien pro Kopf, Durchschnittseinkommen und vielen anderen Indikatoren. Welchen davon man auch immer nimmt, alle sahen vor 25, 50 oder vor 100 Jahren schlechter aus als heute. Die Welt ist besser geworden, entgegen allen Prognosen von Endzeitpropheten und kulturpessimistischen Intellektuellen.

Die Luft ist reiner geworden in vielfacher Hinsicht, nicht nur, was Schadstoffe, sondern auch, was die Politik anbetrifft. So waren vor wenigen Jahrzehnten Osteuropa, Spanien und Portugal noch Diktaturen, Afrika und Ostasien grösstenteils noch Kolonien. Sowohl in relativen wie in absoluten Zahlen sinkt die Zahl der unterernährten Menschen seit Jahren, die Lebenserwartung steigt auch in den armen Ländern steil an. Ausnahme sind einzig einige korrupte Diktaturen in Afrika und planwirtschaftliche Systeme wie Nordkorea. Amartya Sen, Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften, weist in seinem Buch «Ökonomie für den Menschen» nach, dass es in einer Mehrparteien-Demokratie mit freier Presse noch nie eine Hungersnot gab.

In den letzten 200 Jahren hat sich die Lebenserwartung in Europa verdoppelt und diese Entwicklung wird in den weniger entwickelten Ländern mit einer Zeitverzögerung nachgeholt. Das Wachstum der Weltbevölkerung ist nicht darauf zurückzuführen, dass Frauen immer mehr Kinder bekommen, sondern darauf, dass immer mehr Kinder überleben. Weltweit liegt heute die durchschnittliche Kinder-

.....

Apokalyptiker
und Kultur-
pessimisten
betrachten den
Menschen immer
nur als
Verbraucher und
Verursacher und
nie als
Problemlöser und
Erschaffer.

.....

zahl pro Frau bei 2,7. Das ist der niedrigste Stand in der gesamten Menschheitsgeschichte. Bei einer Kinderzahl von zwei flacht der Bevölkerungszuwachs ab und pendelt sich schliesslich auf einem gleich bleibenden Niveau ein. In Deutschland liegen wir etwas darunter, was prompt wieder zur Schreckensnachricht befördert wird: «*Sterben die Deutschen aus?*» oder: «*Vergreist die Gesellschaft?*».

Aus der Lösung alter Probleme werden immer neue entstehen, es wird kein Weltwochenende geben. Die Welt mag nicht so sein, wie sie idealerweise sein sollte, aber trotz allen Missständen ist sie global betrachtet auf einem guten Weg. «*Wir sind entsetzt, wie viel Menschen heute noch an Hunger sterben müssen*», sagt Umberto Eco, «*noch mehr sollte uns aber die Zahl der Verhungerten in vergangenen Jahrhunderten erschrecken. Insbesondere wenn man die Zahl der Weltbevölkerung von einst gegenüberstellt.*» Und was die Verantwortlichen für Kriege und Blutbäder des 20. Jahrhunderts angeht, so werden diese zumindest nicht mehr, wie ihre mittelalterlichen Vorgänger, mit Denkmälern geehrt oder in der Kunstgeschichte verherrlicht. «*Alles in allem haben wir eine Vorstellung dessen gewonnen, was gut und was böse ist*», zieht Eco eine positive moralische Bilanz, «*dank diesen neuen Werten sind viele von uns noch am Leben, während in vergangenen Epochen ein Mächtiger sie einfach um die Ecke gebracht hätte*».

Kurzfristig mögen die Pessimisten immer mal wieder recht bekommen, aber langfristig haben bislang immer noch die Optimisten besser gelegen. Deshalb ist es höchste Zeit mit dem «Fünf-vor-Zwölf»-Gedrohne aufzuhören. Die Menschheit schreitet stolpernd voran und wird auch

.....
 Die Welt mag
 nicht so sein,
 wie sie
 idealerweise sein
 sollte, aber trotz
 allen Missständen
 ist sie global
 betrachtet auf
 einem guten Weg.

weiterhin Fehler machen, um (manchmal) klüger aus ihnen zu werden. Aber ist es deshalb beständig «fünf vor zwölf»? Viel wahrscheinlicher ist einfach nur zwölf vor fünf.

Dennoch zieht sich durch alle Grossdebatten der letzten Zeit ein ängstlicher Zukunftspessimismus. Warum flackert kaum noch ein positives Zukunftsbild auf? Warum ist es allgemein üblich, so niedrige Erwartungen an die Zukunft zu stellen? Der Katastrophen-Konsens eint die Deutschen (und wohl auch die Schweizer) wie kein zweites Thema. In ihrer Rolle als schreckliche Optimisten sassen die Autoren dieser Zeilen schon prall gefüllten Bürgersälen gegenüber, in denen ihnen eine überwältigende Mehrheit aus ambitionierten Weissweintrinkern in gepflegter Abendgarderobe vorwarf, den desaströsen Zustand der Welt zu verharmlosen und dem so genannten *mainstream* nach dem Munde zu reden. Die offensichtliche Tatsache, dass es weder im Saal noch sonst wo auch nur den Hauch eines optimistischen *mainstream* gab, spielte dabei nicht die geringste Rolle. Die ganz grosse pessimistische Mehrheit hält sich erstaunlicherweise stets für eine einsame, aber tadellose Minderheit. «*Das kritische Bewusstsein der kulturkritischen Bildungselite ist zum volkstümlichen Konsumgut geworden, nicht anders als der Weisswein in der Eckkneipe oder der Anspruch auf Authentizität in jeder anderen Hinsicht*», schreibt Katharina Rutschky und fragt: «*Traditionell war das kritische Bewusstsein immer negativ – vielleicht müssen wir nun, wo es zum Volkssport geworden ist, eines ausdenken, das positiv ist?*» Dem möchten wir aufs schärfste zustimmen: Nichts ist heute subversiver als Optimismus. ♦

Modern smart environmentalism must avoid the «crisis of the month» media mentality, and it must beware the dangers of interest group politics. It must focus on setting priorities and dealing with the biggest problems first. It must recognize that all problems are not equally bad and that not all can be solved at the same time. The new, smarter environmentalism must also understand that there is no perfect solution to any problem; trade-offs have to be made. The good cannot be held hostage to the perfect.

Aus: Ronald Bailey (Ed.), *The true state of the planet*, Free Press, New York 1995, p.5.

DIE INSZENIERUNG DES KLIMAOPTIMISMUS

Verwirrung der wissenschaftlichen Laien

Urs Neu,

geboren 1963, studierte Geographie und doktorierte im Bereich Meteorologie und der Ausbreitung von Schadstoffen, insbesondere des Ozons. Seit fünf Jahren arbeitet er bei ProClim (Forum für Klima- und globale Umweltveränderungen der Schweizerischen Akademie der Naturwissenschaften) als wissenschaftlicher Mitarbeiter und beschäftigt sich u. a. mit der Zusammenstellung und Aufbereitung von Forschungsergebnissen für die Öffentlichkeit und die Medien. Ausserdem ist er an epidemiologischen Studien über den Einfluss von Luftschadstoffen auf Atemwegserkrankungen beteiligt.

Die Argumentation der Klimaoptimisten steht auf tönernen Füßen und ist wissenschaftlich oft nicht haltbar. Die Entwarner auf dem Gebiet der Klimaveränderung nutzen das fehlende Fachwissen der Öffentlichkeit aus, um ein politisches Programm durchzusetzen, das im Zweifelsfalle auf die kurzfristige und bequeme Lösung von Problemen setzt.

Seitdem es Diskussionen um den Zustand und die Veränderung der Umwelt gibt, treten zwei Typen von Diskussionsteilnehmern auf: Warner und Entwarner. Die einen warnen vor den Auswirkungen unserer Aktivitäten auf die Umwelt und vor den entsprechenden negativen Folgen, die auf uns zurückfallen könnten. Die anderen hingegen geben Entwarnung, bezeichnen die Warnungen als übertrieben und erklären, die Folgen seien nur halb so schlimm oder vernachlässigbar.

Die Beurteilung ist nicht zuletzt eine Frage der Wertsetzung. Die Warner messen der Umwelt und der zukünftigen Entwicklung eine grosse Bedeutung bei und sind bereit, für eine bessere Zukunft Einschränkungen in Kauf zu nehmen. Die Entwarner möchten keine Bequemlichkeiten oder Gewohnheiten aufgeben und schauen die Zukunft als weniger wichtig an. Sie geben sich als Optimisten, verdrängen mögliche Probleme und hoffen darauf, dass sich schon irgendeine Lösung finden lässt. Für einige Leute wird die jeweilige Einstellung irgendwann zum mehr oder weniger alles verdrängenden Dogma. Sie setzen sehr viel Zeit und Energie ein, ihre Position darzustellen und in der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Im Folgenden sollen als Beispiel die Entwarner in der Frage der globalen Klimaerwärmung – nennen wir sie «Klimaoptimisten» – näher betrachtet werden.¹

Klimaoptimisten wenden sich bevorzugt direkt an die Öffentlichkeit, indem sie entweder Bücher schreiben oder Artikel in Tageszeitungen oder Magazinen veröffentlichen. In diesen Büchern werden nach Ansicht der Autoren die wissenschaftlichen Klimatheorien widerlegt. So sei die Sonne für die Klimaänderungen verantwortlich, «und damit fällt die Treib-

haus-Katastrophen-Theorie in sich zusammen», schreibt beispielsweise N. Calder in seinem Buch «Die launische Sonne»¹. Dirk Maxeiner behauptet in einem Zeitungsartikel «das Geschwätz vom drohenden Kollaps des Weltklimas beruht auf fragwürdigen Annahmen» und Ulrich Berner betont in seinem Buch «Klimafakten»², dass sich das Klima auch schon in der Vergangenheit geändert habe und wir deshalb heute nicht vor einer neuen Situation stehen würden.

Für diese Artikel und Bücher wird akribisch alles gesammelt, was – zumindest auf den ersten Blick – gegen eine menschenverursachte Klimaerwärmung sprechen könnte. Die Klimaoptimisten nehmen kaum an der wissenschaftlichen Diskussion teil. Ihre Quellen stammen, so gibt etwa Maxeiner selbst zu, «häufig schlicht aus der Zeitung». Daher werden oft Aussagen widerlegt, die gar nicht aus der Forschung stammen. In der Wissenschaft spricht zum Beispiel niemand vom baldigen Abschmelzen der Antarktis (dies wird erst für die nächsten Jahrhunderte erwartet), trotzdem taucht diese Aussage im Buch «Öko-Irrtümer»³ von Maxeiner an vorderster Stelle auf. An dieser Stelle sei jedoch erwähnt, dass auch «Klimapessimisten», darunter manchmal auch Umweltorganisationen, auf ähnliche Art mit «ausgewählten» Daten einseitig argumentieren und Aussagen als Fakten darstellen, hinter denen in der Wissenschaft noch Fragezeichen stehen.

Und die Wissenschaft? Sie steht irgendwo dazwischen und sollte objektive Grundlagen für die Diskussion bereitstellen. Der grösste Teil der Forschenden bemüht sich auch, dies zu tun. Es kann jedoch nicht vom Tisch gewischt werden, dass auch Wissenschaftler Menschen sind, die ein eigenes Weltbild, Wertvorstellun-

¹ Nigel Calder, *Die launische Sonne*, Dr. Böttiger-Verlags-GmbH, 1977.

² Ulrich Berner, *Klimafakten*, Verlag E. Schweizerbart, 2001.

³ Dirk Maxeiner, *Lexikon der Öko-Irrtümer*, Eichborn-Verlag, 1998.

gen und persönliche Ansichten haben. Es ist durchaus so, dass einzelne Forschungsarbeiten bzw. die Interpretation der Resultate dadurch beeinflusst werden können. Die breite Diskussion und Begutachtung von Forschungsarbeiten innerhalb der Wissenschaftsgemeinde gewährleistet jedoch, dass sich persönlich gefärbte Ansichten und Interpretationen nicht durchsetzen. Zwar kann nicht für jede in Fachzeitschriften publizierte Arbeit eine Qualitätsgarantie abgegeben werden, doch wird immer die Mehrheit der Forschungsergebnisse die grundlegenden Ansichten und die aktuelle Lehrmeinung bestimmen.

Mit der Gründung des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) wurde erstmals ein wissenschaftliches Gremium geschaffen, in dem eine grosse Anzahl Wissenschaftler versuchen, den aktuellen Stand des Wissens bezüglich Klimaänderung zu beschreiben und einen Konsens in Form des «kleinsten gemeinsamen Nenners» zu finden. Auf diese Weise sollen der Politik Entscheidungsgrundlagen geliefert werden. Die dabei gemachten Aussagen werden mit Wahrscheinlichkeiten versehen, um Unsicherheiten oder die Verschiedenheit der Ansichten auszudrücken. Nirgendwo sonst in der Wissenschaft werden Aussagen gemacht, die einen so rigorosen Diskussions- und Begutachtungsprozess durchlaufen haben wie diejenigen in den IPCC-Berichten ^{4,5}.

Die Taktik der Optimisten

Da normalerweise in der Wissenschaft kein schriftlicher Konsens verfasst wird, ist es für Leute mit vorgefasster Meinung sehr einfach, sich diejenigen Resultate herauszupicken, die – zumindest auf den ersten Blick – ihre Ansicht stützen. Solche Leute kümmern sich meist kaum um Zusammenhänge und Hintergründe. Da die Aussagen aus der Klimaforschung jedoch aufgrund der Arbeit des IPCC breit abgestützt sind, verlagert sich die Taktik der «Optimisten»: Sie versuchen, die Glaubwürdigkeit des IPCC zu schwächen, damit die Aussagen angreifbar werden. Es gibt ein paar typische Vorgehensweisen, die immer wieder praktiziert werden:

- Aussagen des IPCC, Meldungen in den Medien und Behauptungen von Laien

.....

*Die breite
Diskussion und
Begutachtung von
Forschungs-
arbeiten
innerhalb der
Wissenschafts-
gemeinde
gewährleistet,
dass sich
persönlich
gefärbte
Ansichten und
Interpretationen
nicht
durchsetzen.*

.....

- werden wild durcheinandergemischt. Dadurch wird Verwirrung gestiftet.
- Einzelne Zitate oder einzelne Resultate werden aus dem Zusammenhang der wissenschaftlichen Arbeit gerissen, damit sie ins gewünschte Bild passen.
- Die Diskussion in den Fachzeitschriften wird nicht verfolgt. Auch Arbeiten, die längst widerlegt worden sind, werden immer wieder zitiert.
- Die Klimaoptimisten beteiligen sich nicht an der wissenschaftlichen Diskussion, da die Veröffentlichung einer Arbeit sehr aufwendig ist und die eingereichten Beiträge geprüft werden.
- Entwicklungen aus der Vergangenheit werden als Beispiele herangezogen, ohne zu beachten, dass viele dieser Entwicklungen sich etwa auf ganz anderen Zeitskalen abspielen oder sich auf geographisch begrenzte Gebiete beziehen.

Die Aussage, der Einfluss des menschverursachten Treibhauseffekts sei vernachlässigbar, wird häufig mit dem Hinweis begründet, das Klima habe sich schon immer verändert und es sei nicht einzusehen, weshalb jetzt plötzlich der Mensch daran schuld sein solle. Die erste Aussage ist richtig, der Schluss hingegen falsch. Es ist eine Tatsache, dass sich das Klima immer wieder verändert hat, mit unterschiedlicher Stärke und Geschwindigkeit und wechselnder Bedeutung der Einflussfaktoren. Der vom Menschen verursachte Anstieg der Treibhausgase ist erst etwa seit Mitte des 20. Jahrhunderts, insbesondere aber in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten so gross geworden, dass ein spürbarer Einfluss auf das Klima zu erwarten ist. Es ist klar, dass vorherige Temperaturänderungen durch andere Faktoren wie Sonnenaktivität, Vulkanismus, Veränderungen der Erdbahnparameter, interne Schwankungen der atmosphärischen und ozeanischen Zirkulation verursacht worden sind. Diese Faktoren sind auch heute nicht ohne Bedeutung. Die Tatsache, dass frühere Schwankungen damit erklärt werden können, schliesst jedoch nicht aus, dass der Mensch heutzutage einen Einfluss hat. Niemand kommt schliesslich auf die Idee, zu behaupten, die Brandrodung im Amazonasbecken sei natürlichen Ursprungs, weil es schon in Urzeiten grosse natürliche Waldbrände gegeben hat. Ebenso wenig wird jemand behaupten, der Mensch sei nicht an

4 Intergovernmental Panel on Climate Change, *Climate Change 2001*, Cambridge University Press, 2001. www.ipcc.ch

5 Intergovernmental Panel on Climate Change, *Klimaänderung 2001, Zusammenfassungen für politische Entscheidungsträger*, ProClim, 2002. www.proclim.ch/IPCC2001.html

der Ausrottung von Tierarten schuld, da auch schon vor Millionen von Jahren immer wieder Tierarten ausgestorben sind.

Missachtung des Fortschritts, Verschweigen von Zusammenhängen

Vor 10 Jahren haben die dänischen Solarforscher *Friis-Christensen* und *Lassen* eine Arbeit über den Zusammenhang zwischen der Länge der Sonnenfleckenzyklen und der globalen Temperatur publiziert. Darin wurde postuliert, dass der Temperaturanstieg im 20. Jahrhundert sich durch die Veränderung der Sonnenfleckenzyklen erklären lässt. Dieser Zusammenhang wird von vielen Klimaoptimisten als eines der wichtigsten Argumente gegen den menschlichen Klimaeinfluss verwendet. Schon vor einigen Jahren wurde jedoch gezeigt, dass dieser Zusammenhang zwar in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts plausibel erscheint, in den letzten Jahrzehnten jedoch nur durch eine wissenschaftlich unhaltbare «Behandlung» der Daten zustande kommt. Mittlerweile hat die gleiche dänische Forschergruppe eine Arbeit publiziert, die zeigt, dass die Wahrscheinlichkeit sehr klein ist, dass die Erwärmung der letzten beiden Jahrzehnte auf die Sonnenflecken zurückgeführt werden kann. Die Optimisten ignorieren solche Folgearbeiten und verwenden weiterhin die ursprünglichen Daten, die den Zusammenhang konstruieren.

Ein weiteres Beispiel für den manipulativen Umgang der Klimaoptimisten mit den wissenschaftlichen Daten ist die Argumentation *P. Michaels*. 1988 präsentierte der amerikanische Nasa-Klimatologe *James Hansen* vor dem US-Senat Modellrechnungen für die Temperaturentwicklung der nächsten 30 Jahre⁶. Dabei zeigte er drei verschiedene mögliche Temperaturkurven, je nach Entwicklung der CO₂-Emissionen und anderer Faktoren in der Zukunft. 10 Jahre später zeigte Michaels vor dem US-Kongress die gleiche Grafik und verglich sie mit der tatsächlichen Temperaturentwicklung der vorangegangenen 10 Jahre. Vorgängig hatte er jedoch die beiden Szenarien mit der schwächeren Erwärmung aus der Grafik entfernt. Michaels behauptete, dass die Modelle gegenüber der tatsächlichen Entwicklung eine viel zu grosse Erwärmung voraussagen. In Tat und Wahr-

.....
Die Einstellung,
im Zweifelsfalle
an das Ungefähr-
liche und an die
positive Ent-
wicklung zu
glauben, wird zu
einer politischen
Agenda oder gar
zum Dogma.
.....

heit verläuft jedoch die gemessene Kurve sehr ähnlich wie die beiden «verschwiegenen» Modellrechnungen.

Verführung durch den Optimismus

Die Argumentation der «Klimaoptimisten» hat mit Optimismus nichts mehr zu tun. Die Einstellung, im Zweifelsfalle an das Ungefährliche und an die positive Entwicklung zu glauben, wird zu einer politischen Agenda oder gar zum Dogma. Mit allen Mitteln wird die einmal eingenommene Position verteidigt; man stürzt sich auf alles, was für sie spricht, auch wenn es an den Haaren herbeigezogen werden muss, und ignoriert alles andere.

Für den Laien ist es wegen der komplexen Zusammenhänge meist schwierig, ein solches Vorgehen zu erkennen. Ihm fehlt das Fachwissen. Klimaoptimisten stiften daher mit ihrem Vorgehen in der Öffentlichkeit grosse Verwirrung und erschweren die Diskussion um nötige Reaktionen und Massnahmen. Die tatsächlich vorhandenen Unsicherheiten können nur sehr schwer vermittelt werden, da sie in den Medien oft weggelassen und von den Kritikern überzeichnet werden.

Es ist tatsächlich nicht möglich, eine genaue Prognose für die zukünftige Entwicklung des Klimas zu machen, dazu ist das Klimasystem zu komplex. Das bedeutet jedoch nicht, dass man deshalb nicht handeln muss. Denn ähnlich verhält es sich mit der Konjunktur oder mit der Börse. Grosskonzerne oder Einzelbetriebe rechnen in diesem Bereich schon lange mit Konjunktur- und Börsenprognosen, auch wenn diese sehr unsicher sind. Aber es sind keine besseren Zahlen vorhanden. Würde die Wirtschaft die Aussagen der Klimaforscher ähnlich einstufen wie andere Faktoren, so müsste die Devise auch lauten: «Entscheide so, dass der grösstmögliche Schaden so klein wie möglich bleibt.» Und dies würde bedeuten, den menschlichen Klimaeinfluss so gering wie möglich zu halten, auch wenn die möglichen Schäden nicht genau beziffert werden können. Die grösste Schwierigkeit dabei ist, dass sich die getroffenen Massnahmen erst in ferner Zukunft und zum Teil auch in anderen Regionen «bezahlt» machen. Das Interesse daran ist deshalb nicht allzu gross – da haben die «Optimisten» ein leichtes Spiel. ♦

6 www.giss.nasa.gov/edu/gwdebate

.....
Max H. Friedrich, geboren 1945 in Klosterneuburg, ist Facharzt für Psychiatrie und Neurologie sowie Kinder- und Jugendneuropsychiatrie. Seit 1995 ist er ordentlicher Universitäts-Professor und Vorstand der Universitätsklinik für Neuropsychiatrie des Kindes- und Jugendalters des Allgemeinen Krankenhauses (AKH) Wien.

PSYCHOTHERAPIE UND ERMUTIGUNG

Zielvorgabe durch optimistisches Denken

Die Individualpsychologie arbeitet zukunftsorientiert. Sie stellt nicht die Analyse der Ursache von Leiden in den Mittelpunkt, sondern die ermutigende Nachschulung der Lebenspraxis.

Jeder Psychiater oder Therapeut von Kindern und Jugendlichen sollte sich bei der Vorstellung seiner Person und seiner therapeutischen Technik klar und deutlich positionieren. Eine solche Position ist keine narzisstische Selbstdarstellung, sondern sie dient der Nachvollziehbarkeit persönlicher Standpunkte.

Die österreichische Kinder- und Jugendpsychiatrie basiert auf vier Säulen: der Mensch wird ganzheitlich betrachtet, die Therapieauffassung ist polypragmatisch in dem Sinn, dass jede Therapie zum behandelnden Kind wie ein «Schlüssel ins Schloss» passen sollte, die ganzheitliche Erfassung eines Menschen basiert auf Teamarbeit und die bestmögliche Hilfe für das Kind wird durch Netzwerkarbeit bewirkt, bei der alle Möglichkeiten regionaler Hilfestellung ausgenutzt werden.

Neben dieser Grundsatzklärung ist ebenso eine psychotherapeutische Deklaration nötig. Die Individualpsychologie – die von mir vertretene Therapieschule – entstammt der Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert und wurde von *Alfred Adler* begründet. Grundsätzlich gilt für die Individualpsychologie, dass sie das Theorem des Unbewussten anerkennt und der Struktur des ICH (dem Denken, Fühlen, Wollen und Handeln) ebenso Bedeutung zumisst wie dem ÜBERICH (der menschlichen Gewissenstruktur) und dem ES (den Trieben).

Weniger bekannt ist vielleicht, dass Adler sich differenziert mit dem Minderwertigkeitsgefühl und der uns allen innewohnenden «Organminderwertigkeit» auseinandergesetzt hat. Diese ist jener «wunde» Punkt in unserem Menschsein, den jeder für sich herausfiltern kann. Der Eine hat Schwächen in seinem Bewegungsapparat, der Zweite Sehstörungen, der Dritte besitzt seinen schwachen Punkt

im Verdauungsapparat, und diese Betrachtung kann weiter fortgesetzt werden, je nach den Organ- oder Funktionssystemen. Daneben leiden wir Menschen an Minderwertigkeitsgefühlen, die durch die Konstitution und die Erziehung strukturiert sind und die im Leben kompensiert werden müssen. Geht man einen Schritt weiter, so besitzen wir von Geburt an normoplastische Fähigkeiten. Darunter verstehe ich all jene Kräfte, die uns helfen, Ungünstiges auf eine gerade Linie zu bringen, tragische Schicksale und unfassbare Katastrophen zu kompensieren und Lebensnormen zu erreichen, obwohl dies ein Aussenstehender fast nicht für möglich hält. Eine Steigerung dieser Vorstellung der Normoplastizität ist meiner Meinung nach die «Euplastizität», die Fähigkeit zu «Überkompensation», mit der ein unglückliches Schicksal nicht nur lebensaltertypisch und kulturspezifisch bewältigt, sondern vielmehr zum Besten geführt wird. Euplastizität heisst, Gutes aus Eigenem zu erreichen, eventuell mit Hilfe von aussen, wie sie die Psychotherapie anbietet.

Die Individualpsychologische Psychotherapie vermittelt dem Patienten das Erlebnis, ohne Vorbehalte angenommen zu werden. Es gibt kein Mahnen und kein Fordern. (Ein Kind drückt etwa in Gestik und Mimik aus, dass die Mathematikschularbeit misslungen ist. Nun ist die übliche, einem Verhör gleichende Standardfrage zu vermeiden: «Was für eine Note hast Du erhalten?». Viel sinnvoller ist die Frage: «Hast Du zu wenig für die Schularbeit gelernt? Oder sollen wir den Nachhilfelehrer wechseln?». Hier wird mit dem Erkennen des Leides gleich eine Lösungsvariante angeboten, sodass das Kind nicht «gestehen muss»). Als nächster Schritt in der Individualpsychologischen Psychotherapie folgt die Entwicklungsphase des Be-

kennens. Ohne gemassregelt zu werden, darf das Verhalten dargestellt werden. Es kommt dabei zu einer kathartischen, also selbstreinigenden Wirkung in der Psyche. Der nächste Schritt ist das Erwirken eines «Wir-Erlebnisses», dazu gehören Angstabbau, Bestätigung der kindlichen, eigenen Kräfte und die Aufmunterung, eigene Lösungen zu finden. Nicht der Therapeut, sondern sein Klient löst die Krisen. Es folgt nun die Probephase im Test unter Begleitung des Therapeuten. Mit viel Lob über das schon Erreichte werden weitere Problembereiche angegangen und schliesslich kommt es zur Ablösungsphase.

Als Individualpsychologe stelle ich nicht grundsätzlich die Kausalität, also die Verursachung, in das Zentrum der Betrachtung, sondern vielmehr die Finalität. Anders ausgedrückt: Wenn ich von Eltern gefragt werde, was sie denn in der Erziehung falsch gemacht haben, antworte ich: «Liebe Mutter, Sie haben am 4.4.1982 um 16.30 Uhr Ihren Sohn um 40 Sekunden zu lange am Töpfchen sitzen lassen.» Das erstaunte Gesicht der Mutter kann sich jeder Leser vorstellen und so folgt unmittelbar darauf der Hinweis des Therapeuten: «Nun haben Sie eine Erklärung, ich frage Sie aber, was werden Sie mit dieser beginnen? Ist es Ihnen nicht wichtiger zu wissen, was Sie morgen, in vier Wochen, in zwei Monaten, in einem halben Jahr und in fünf Jahren mit Ihrem Kind tun wollen bzw. in welche Richtung sich Ihr Kind entwickelt?»

Hinter dieser ironischen Erklärung steckt die Bemühung, zukunftsorientiert zu denken, zu ermutigen und zu bestätigen, dass nicht immer die Kenntnis der Verursachung eine Lösung für das zu Erreichende sein muss. Es muss in gemeinsame Arbeit ein Ziel für das *so seiende* Kind erreicht werden. Längst habe ich mir die Diskussion über gesund und krank, normal oder abnormal abgewöhnt. Unabhängig von diesen Dichotomien ist ein Mensch behandlungsbedürftig, wenn er nicht imstande ist, die lebensaltertypischen, kulturspezifischen und alltäglichen Verrichtungen zu leisten. Nach dieser Devise ist eine Zielvorgabe durchaus im Sinne optimistischen Denkens möglich. Es ist wichtig, lebenspraktisch zu denken und zu therapieren; die Psychopädagogik ist ein notwendiger Teil für die Gesamt-

.....
*Glücksfähigkeit
 bedeutet,
 das alltägliche
 Glück im Kleinen
 nach Optimalität
 und nicht nach
 Maximalität
 zu erfassen.*

sicht der Familie. Und dies heisst: ermutigende Nachschulung in Lebenspraxis ohne den Vorwurf, Eltern würden ihr Kind nicht richtig erziehen. In mehr als 30-jähriger Berufspraxis habe ich zwar ungeschickte, fehlgeleitete, selbst sehr problematisch erzogene Eltern vorgefunden, die einen unrichtigen Erziehungsstil angewendet haben. Vorsätzlich schädigende Eltern sind mir allerdings nicht bekannt geworden.

Eine ermutigende Therapie in Kombination mit Erziehung setzt eine Weltansicht des Therapeuten voraus, die auf Optimismus aufgebaut ist. Optimismus ist kein sich scheinheiliges Freuen auf ein Morgen, das verleugnet, verdrängt und sich nicht dem Leben stellt. Optimismus bedeutet, Reife für sich selbst zu erlangen und Reife in den Erziehungs- und den Therapieprozess einzubauen. Reife bedeutet Selbst- und Fremdverantwortung, Glücks- und Liebes- und Toleranzfähigkeit. Selbstverantwortung ist die Eigenständigkeit im Denken, Fühlen, Wollen und Handeln. Fremdverantwortung bedeutet für den Gleichgestellten, den Vorgesetzten oder den Untergebenen «Mitverantwortung» zu tragen, indem das Gegenüber wahrgenommen und seine Befindlichkeit in den Kommunikationsprozess mit aufgenommen wird. Glücksfähigkeit bedeutet, das alltägliche Glück im Kleinen nach Optimalität und nicht nach Maximalität zu erfassen. Liebesfähigkeit ist die partnerschaftliche Erfüllung im Du, ohne das Geben oder Nehmen aufzurechnen. Sie ist wichtiger als Sozialprestige und materieller Reichtum. Die schwierigste Fähigkeit im Katalog der Reife mag die Toleranzfähigkeit sein, die vielleicht am Ende des Lebens erlaubt zu sagen, man hätte die Meinung eines anderen auch stehen lassen, obwohl sie konträr zur eigenen gewesen ist.

Psychopädagogik im guten Sinne vertritt sowohl im erzieherischen wie auch im therapeutischen Sinne Grundsätze, in denen Imitationslernen, Lernen durch Versuch und Irrtum sowie Probehandeln unter einem hohen Mass von Antizipationsleistung kalkuliert wird. Als Therapeut muss man einen optimistischen Lebensstil vorleben, da man sonst unglaubwürdig wirkt und von Kindern mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit enttarnt wird. ♦